

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 4 (1820)

38 (18.9.1820)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-770223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-770223)

Oldenburgische Blätter.

N^o 38. Montag, den 18. September 1820.

Der Elephant in Genf,

am 31. May 1820.

Es werden wohl wenige Einwohner Oldenburgs seyn, die den schönen Elephanten, der hier im Sommer des vorigen Jahres (im August 1819.) gezeigt wurde, nicht gesehen haben. Auch viele Bewohner der Umgegend kamen, um dies merkwürdige Geschöpf zu bewundern. Nicht ohne Theilnahme las man daher in den Zeitungen die Nachricht, daß das seltne Thier, welches sich durch seine Gelehrigkeit so sehr auszeichnete, in Genf habe erschossen werden müssen. Die Zeitungen konnten dies Ereigniß nur kurz anführen. Folgende, aus dem Französischen übersetzte vollständige Nachricht von dem Schicksale des bewundernswürdigen Elephanten wird daher den Lesern dieser Blätter gewiß willkommen seyn.

Man hatte in Genf vierzehn Tage lang einen schönen Elephanten gezeigt, von Bengalischer Race, welche durch höhern Wuchs sich vor der Africanischen auszeichnet. Er war ungefähr 9 Fuß hoch und von dunkel brauner Farbe. Die Elephanten von der Bengalischen

Race haben eine erhabene Hienschale mit zwey Erhöhungen auf dem Scheitel; ihre Stirn ist ein wenig concav, und der Kopf nach Verhältniß länger, als der der Africanischen; ihre Zähne sind aber nicht so groß, als die Africanischen. Dieser Elephant hatte nur einen Zahn, den andern hatte er durch einen Zufall verloren. Er war 10 Jahre alt, und war vor 6 Jahren in London von Herrn Garnier gekauft worden, dessen Nichte nun mit dem Thiere reisete, welches sehr viel Zuneigung zu ihr bezeugte. Dieselbe Frau war auch die Eigenthümerin desjenigen Elephanten gewesen, der ein Jahr vorher in Venedig entlief, und nachdem er einigen Schaden in der Stadt angerichtet hatte, mit Kanonenschüssen erlegt werden mußte.

Dieser war von weit sanfterm Character, als der in Venedig angekommen. Durch seine Gelehrigkeit und Klugheit hatte er während seines Aufenthalts in Genf allgemeine Theilnahme erregt. Alle Künste, die man diese Thiere gewöhnlich machen



läßt, führte er, auf das Wort seines Cornac, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Unstelligkeit und mit einer gewissen Manierlichkeit aus, vornehmlich wenn Mad. Garnier selbst dabei zugegen war. Das Thier war so zahm und so gesellig, daß es in Antwerpen, Lille und andern Städten bey Vorstellung eines Indischen Zuges auf dem Theater erschienen war. Es war vor der Schauspielerin, welche die Kögigin vorstellte, niedergekniet, um sie auf ihren Rücken zu nehmen, und trug sie stolz über die Bühne. Es wurde nicht geschreckt durch den Lärm, die Musik und die Lichter, schien vielmehr an seiner Rolle Vergnügen zu finden.

Obgleich der Elephant die Freyheit sehr liebte, ertrug er doch die Sklaverey mit Geduld. Am Abend hielt er von selbst den Fuß her, woran man einen eisernen Ring befestigte, durch welchen man ihn bis zum Morgen an einen tief in die Erde gegrabenen Pfahl fesselte. — Man führte ihn nicht in einen Kasten umher, sondern ließ ihn bey Nacht von einer Stadt zur andern gehen. Außer dem eigentlichen Cornac hatte er noch zwey Führer; den einen derselben konnte er nicht leiden, er hatte aber Furcht vor ihm.

In den letzten Tagen seines Aufenthalts zu Genf hatte er einige Zeichen von Lebhaftigkeit und Unruhe gegeben, welche man zum Theil erotischen Paroxysmen zuschrieb, denen diese Race im Frühjahre einige Wochen

hindurch unterworfen ist, zum Theil aber einem häufigen und anhaltenden Gewehrfeuer von militairischen Uebungen, die nicht weit von seiner Wohnung gehalten wurden und worüber er sein Mißfallen bezeugte. Indessen hatte er seinen Führern immer gehorcht, und sie nie bedroht.

Am 31. May um Mitternacht reiste man mit ihm von Genf ab, um nach Lausanne zu gehen. Das Thor und die Zugbrücke waren auf besondere erhaltene Erlaubniß geöffnet worden. Er wurde von seinem Cornac und den beyden Guiden geführt, die mit einer Laterne versehen waren; Mad. Garnier wollte mit Tages Anbruch folgen. Er machte keine Schwierigkeit, über die Zugbrücken zu gehen, und setzte munter seinen Weg fort. Als er aber eine viertel Meile von der Stadt entfernt war, bezeugte er plötzlich (aus welcher Ursache, hat man nicht erfahren können) Widersetzlichkeit gegen seinen Cornac, und schien ihn angreifen zu wollen. Der Cornac floh nach der Stadt zu; der Elephant verfolgte ihn bis an das Thor, welches der commandirende Officier öffnen zu müssen glaubte, weil er berechnete, daß es leichter seyn würde, sich des Thieres innerhalb der Stadt zu bemächtigen, als außerhalb, wo es auf der Landstraße ungehindert viel Unglück hätte anrichten können. Der Elephant ging, ohne sich zu bedenken, in die Stadt zurück, und folgte, oder verfolgte vielmehr seinen Cornac und seine Guiden.

Aller Einfluß von Furcht oder Zuneigung zwischen ihm und diesen schien aufgehoben zu seyn; er war ganz sich selbst überlassen.

Er spazierte eine Zeitlang auf dem Platz St. Gervais herum, und schien seiner Freyheit und der schönen Nacht sich zu erfreuen. Eine Zeit lang legte er sich auf einen Haufen Sand nieder, der zur Ausbesserung des Steinpflasters dort lag; dann spielte er mit den dazu auf einem Haufen gelegten Steinen. Als er einen seiner Wärter, der ihn von der Rhone-Brücke aus beobachtete, bemerkte, rannte er auf ihn los, und würde ihn wahrscheinlich erreicht und mißhandelt haben, wenn dieser sich nicht in Zeiten zurückgezogen hätte.

Als Mad. Garnier von dem, was vorging, benachrichtiget war, begab sie sich schnell zu dem Thiere, und da sie sich auf die Zuneigung, die es immer zu ihr gehabt hatte, verließ, so versuchte sie es, von dieser Gewalt über daselbe Gebrauch zu machen, um es an einen sichern Ort zu bringen. Sie ging herzhafte auf den Elephanten zu, und mit einigen Leckerbissen, die er vorzüglich liebte, versehen, und ihm sanft und zutraulich zurendend, lockte sie ihn auf einen mit einer Mauer umgebenen Platz, neben der Bude, die er bewohnt hatte, in welche er aber nicht zurückkehren wollte. Dieser Platz, die Holländische Bastion genannt, stieß an einen Verschlag, in welchem sich Wagen, Karren und Lavetten befanden; auch lagen

auf einem angrenzenden Hofraum Haufen von Kanonenkugeln. Als der Elephant allein war, und die Thüre hinter ihm verschlossen worden, belustigte er sich damit, an allem, was er vorfand, seine Kräfte und seine Geschicklichkeit zu versuchen. Er hob einige Karren auf, setzte sie an die Seite, und ließ zu seinem Vergnügen die Räder derselben umlaufen. Er nahm Kugeln mit dem Rüssel auf, und schleuderte sie über sich in die Höhe. Er lief hin und her mit einer Lebhaftigkeit, die man für Munterkeit, aber auch für Zorn ansehen konnte.

Um zwey Uhr Morgens verfügte sich einer der Syndiken, von dem Ereigniß benachrichtigt, nach dem Orte, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Er fand Mad. Garnier in Verzweiflung; sie bat, man möchte den Elephanten auf die schnellste und sicherste Weise, die zu erdenken sey, umbringen. Der Syndicus, der, wie die ganze Stadt, das schöne und gute Thier lieb gewonnen hatte, widersetzte sich anfangs dieser Forderung; er stellte der Eigenthümers ein des Elephanten vor, dieser sey jetzt in Sicherheit, und könne weder sich noch andern schaden; seine jetzige Stimmung sey vorübergehend, und würde durch eine angemessene Behandlung zu heben seyn. Aber diese Vorstellungen waren fruchtlos. Mad. Garnier erinnerte sich noch der Begebenheit in Venedig, und sah, daß sie eine Zeit lang allein mit der Führung des Thieres belastet, und dafür verantwortlich seyn würde. Denn der Cornac und die Wärter hat

ten ihr den Dienst aufgesagt, und es war schwer, andere zu finden, die dem Thiere gefielen. Sie bestand also auf ihre Forderung; der Syndicus ließ diese schriftlich aufsetzen, und von ihr unterzeichnen.

Nun machte man Anstalten, den armen Berurtheilten so schnell und so sicher als möglich zu tödten, entweder durch Gift oder durch Kanonenkugeln. Die Apotheker lieferten Gifte; und in die Mauer wurden zwey Oeffnungen gemacht, vor deren jede man einen Bierpfänder stellte, um sie anzuwenden, wenn das Gift seine Wirkung verfehlen sollte.

Herr Mayor, ein ausgezeichnete Wundarzt, ein Kenner der Naturgeschichte und einer der Directoren des Museums, hatte den Elephanten sehr häufig besucht, und das Thier schien ihn lieb gewonnen zu haben. Er wurde vom Syndicus ersucht, das Gift zu bereiten. Herr Mayor hatte zwar einen großen Widerwillen gegen eine Handlung, die ihm etwas treuloses und illiberales zu haben schien; indeß mußte dem allgemeinen Wohl jede andere Rücksicht aufgeopfert werden. Herr Mayor nahm erst zwey Unzen Blausäure und mischte sie mit zehn Unzen Branntwein, den das Thier gern trank. Nun rief er den Elephanten durch eine der Oeffnungen bey seinem Namen; bey dem Hören der bekannten und ihm lieben Stimme kam er sogleich her, saßte mit dem Rüssel die Flasche, und

leerte sie, wie gewöhnlich, in einem Zuge. Aber das Gift, wovon eine kleine Dosis gewöhnlich augenblicklich tödtet, schien auf den Elephanten wenig zu wirken; er ging rücklings, aber mit festem Schritt, bis in die Mitte des Platzes, und legte sich dort einen Augenblick nieder. Man glaubte, das Gift wirke; aber er stand bald wieder auf, fing wieder an, mit den Wagen und Kugeln zu spielen, und herum zu spazieren. Herr Mayor glaubte, die Blausäure, weil sie nicht ganz frisch mehr war, habe vielleicht etwas von ihrer Kraft verloren, und machte nun drey Kugeln, jede von einer Unze Arsenic-Säure, mit Zucker und Honig vermischt. Der Elephant näherte sich wieder auf seinen Ruf, und nahm die drey Kugeln aus seiner Hand. Als er nach Verlauf einer Viertelstunde noch nichts davon zu spüren schien, wurden ihm abermals drey Kugeln gereicht. Er nahm sie, brock sie, warf sie dann weit weg, und fing seine Spiele wieder an. Bisweilen kam er an die Oeffnung, unwickelte das Ende des Laufs der Kanone, so weit er es erreichen konnte, mit dem Rüssel, und schob sie zurück, als wenn er einen dunkeln Begriff von der Gefahr hätte, die die Kanone ihm drohe.

Um fünf Uhr Morgens hatte man die Versuche mit der Vergiftung angefangen; eine ganze Stunde war verflossen, und es zeigte sich kein Zeichen einer innern Wirkung der Gifte. Indesß kam die Zeit des Markts heran;

es sammelten sich auf dem äußern Plage immer mehr Menschen, und es war zu erwarten, daß bald ein Gedränge von Neugierigen entstehen würde. Es wurde daher Befehl gegeben, zu schießen. Der Artillerist wählte geschickt den Augenblick, wo das Thier sich der Destrung nahte, dann sich zurückzog, und den Kopf etwas auf die Seite wandte. Die Kugel wurde abgeschossen, ging hinter dem rechten Auge neben dem Ohre hinein, kam hinter dem linken Ohre wieder heraus, und behielt noch Stärke genug, um eine dicke Bretterwand am Ende des Hofes zu durchbohren und dann gegen die Mauer zu prallen. Das Thier blieb eine bis zwey Secunden aufrecht stehen, sank dann zusammen, und fiel auf die Seite, ohne irgend eine Convulsion oder Bewegung.

Die Nachricht von der Begebenheit verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Alles strömte herbey, nicht bloß von Neugierde angezogen, sondern auch von lebhafter Theilnahme. Auf allen Gesichtern las man Unwillen und Berrübnis. Jeder rief: „Man hat den Elephanten umgebracht! — Was hatte es denn gethan, das gute, sanfte, liebe Thier? — O, wie Schade! —“ Jeder eilte, es noch einmal, und recht nahe bey, zu sehen. Der Andrang der Menge wurde so groß, daß man sich genöthiget sah, die Schaulu-

stigen nur nach und nach zuzulassen, und sie für die Befriedigung ihrer Neugierde eine Kleinigkeit zum Besten der Eigenthümerin zahlen zu lassen.

Es wurde der Elephant in der Folge anatonirt. Die ausgestopfte Haut und das Gerippe sind jetzt eine Zierde des Genfer Museums.

Die Begebenheiten in Venedig und Genf zeigen, daß man den Eigenthümern der Elephanten nicht erlauben sollte, sie frey reisen zu lassen. Wenn in Ostindien einer der Elephanten, die dort gewissermaßen Hausthiere sind, von einem ähnlichen Paroxysmus befallen wird, so treibt man zwey alte dressirte hinter ihn; diese packen ihn mit ihren Klüffeln, und ziehen ihn an einen sichern Ort, wo man ihn eine angemessene Diät halten läßt. Sträubt er sich zu sehr, so muß ein dritter Elephant ihn mit den Spitzen seiner Zähne von hinten stoßen. Da dies Mittel in Europa nicht anwendbar ist, so muß die Polizey statt dessen hinlängliche Sicherheits-Maßregeln treffen gegen eine Gefahr, deren Wirklichkeit nicht bestritten werden kann. Es fehlte nicht viel, so wäre der Genfer Elephant an einem Markttag in einer vollkreischen Stadt sich selbst überlassen gewesen; welche schreckliche Folgen hätte dies haben können!

Bestimmung der Breite durch Außen-Meridian-Höhen.

Der wohlthätige Einfluß, welchen die Astronomie in unsern Tagen auf Schiffahrt und Handel hat, oder doch darauf haben könnte, ist unstreitig von der größten Wichtigkeit. Daß wir aber diese Segnungen noch nicht ganz genießen, daß wir noch von so manchen, auf der See sich ereignenden Unglücksfällen, von denen wahrscheinlich viele hätten vermieden werden können, hören, liegt wohl größtentheils mit daran, daß mancher Schiffsführer, der von der Glücksgöttin eine Zeitlang bewacht worden ist, und daher ein günstiges Vorurtheil für sich hat, leider diejenigen Kenntnisse sich nicht gesammelt hatte, welche ihm vermöge seines Berufs — ihm, dem Schiff und Ladung und das Schicksal mehrerer Menschen in die Hände gegeben ist — zu eigen seyn sollten. Mag er z. B. immerhin die Reise nach Westindien 15 und noch mehrere Male glücklich vollendet haben; mag er, hierauf stolz, immerhin ruhig aufs Weltmeer sich wagen, und er, nach seiner gemachten Erfahrung, aus dem stets sich ändernden Klima, oder aus diesen und jenen ihm sich zeigenden Gegenständen, oder aus diesen und jenen vorkommenden Ereignissen schließen, wo er sich befindet, ob er auf die Höhe des Wendekreises angelangt sey, und nun seinen Kurs nach Westen ändern müsse, um sich

von dem ihm alsdann so günstigen Passatwinde ergreifen, und auf die angenehmste Weise nach dem andern Welttheile über ein ungeheures Weltmeer bringen zu lassen; mag die gütige Natur alsdann ihn durch die sich einstellende Stille benachrichtigen, daß er in der Nähe des Landes angelangt sey: so ist und bleibt doch eine Seefahrt der Art wahrlich höchst gefährlich, wenn man auch nur bloß die Rückreise, die gewöhnlich zwischen dem 30sten und 60sten Grad der Nordbreite geschieht, wo häufig Stürme toben, bedenket.

Es ist hier nicht der Ort, das Gefährliche einer solchen Seereise, die jeder meiner Leser schon ahnen muß, weitläufig aus einander zu setzen; auch dürfte eine Beschreibung der Art vielleicht bey diesem und jenem einer harten Beurtheilung unterworfen seyn. Indes bekenne ich öffentlich, daß es nicht meine Absicht ist, manchen Seefahrer, dem ich im übrigen gern meine Achtung zolle, schamroth zu machen.

Nur ist es meine Absicht, abermals eine nautische Lehre abzuhandeln, wozu eine in diesen Blättern *) abgehandelte Materie, „Berechnung der Meereslänge durch des Mondes Abstand vom Meridian,“ wie auch eine daraus hervorgegangene Aufmunterung mir Muth

*) s. Jahrgang 1819. Nr. II. 19. 37.

macht. Bemerken aber muß ich, daß man dieses Stück der Nautik nicht als etwas Neues ansehen möge; es wird bald hier bald dort unter verschiedenen Formeln und Ansichten vorgetragen. Ich werde mich nur bemühen, den Satz, so viel es mir möglich ist, auf eine anschauliche Weise zu entwickeln. Ohne weitere Vorerinnerungen, wähle ich einmal eine nicht viel unwichtigere Lehre in der Navigation, als es die von der Länge selbst ist. Die letztere ist allerdings von jeher die schwerste gewesen. Denn wer hat nicht wohl schon von Seefahrern gehört: „Wenn Ost und West uns so bekannt wäre, als Nord und Süd, so könnten unsre Frauen die See befahren.“

Diese Zeit ist wahrlich in unsern Tagen schon beynahe gekommen, und es läßt sich vermuthen, daß mit der Zeit durch mancherley nützliche Erfindungen noch vieles in dieser Hinsicht wird erleichtert werden; nur müssen wir, wenn wir mit Ueberzeugung Ost und West, oder die Länge, bestimmen wollen, dazu die nöthigen Kenntnisse uns erwerben. Sey indes die Länge vorläufig ausgesetzt; vielleicht kann auch davon einst die Rede hier seyn, wenn man es für diese Blätter nicht un Zweckmäßig findet, eine Wonds-Distanzen-Berechnung, wie auch eine Längenberechnung, nach der Anweisung eines sehr verdienstlichen Mannes (der nämlich sehr überzeugend beschreibt, man sey im Stande, ungefähr eine allgemeine Chartre von einem Lande, mittelst eines Englischen Sextanten und eines Chronometers —

beides Instrumente, die man beynahe in der Tasche bey sich führen kann — zu entwerfen) mitzutheilen.

Ich wähle nämlich den Satz: Die geographische Breite eines Ortes durch Außen-Meridian-Höhen zu bestimmen.

Man kann nicht sagen, daß nicht schon unsre Vorfahren, vor ungefähr 100 Jahren, solche schon gekannt hätten; nur das kann man sagen, daß diese ihre Breiten-Bestimmung auf der See fast nicht anwendbar war, überdem wohl nicht verständlich genug vorgetragen, und daher fast von keinem Seemann erlernt wurde.

Der verstorbene Douwes in Holland erfand dazu vor etwa 25 Jahren eine Formel, und gab dabey die nöthigen Tafeln heraus, wornach diese Breitenbestimmung fast allgemein bey Holländern, Engländern, Franzosen, Dänen und Deutschen gelehrt ward. Die Formel ist so kurz, daß ich fast behaupten möchte: der Steuermann, der sich an diese Art der Breitenberechnung hält, und darin eine Geläufigkeit und Einsicht sich erwirbt, sich fast wenig an Meridianhöhen kehren wird. Natürlich aber ist es, daß er die dabey vorgeschriebenen Regeln in Acht nehmen muß; sonst wird sie unsicher.

Nicht von dieser zuletzt angeführten Art der Breitenberechnung soll hier die Rede seyn. Sie allein wird von einigen Navigationslehrern leider nur berücksichtigt, ohne daß ihre Zöglinge die Beweise dafür einzusehen vermögen. Nachdem solche als ein Gedächtniswerk

einigermassen gefaßt ist, versehen sie ihre Schüler mit vollkommenen Zeugnissen, ohne zu bedenken, daß aller Unterricht doch nur darauf hinaus gehen müsse, nicht, ein Papagoyenthum einzuführen, sondern ein vernünftiges Selbstdenken und Forschen zu veranlassen, wodurch eine deutliche Ueberzeugung

befördert wird, die uns keine Zweifel mehr übrig läßt, und wobey uns die abgekürzten Formeln eines Dunt horn zur Längenberechnung, und eines Douwes zur Breitenberechnung die wesentlichsten Dienste leisten, und uns alles so zu sagen nur zum Spielwerk machen.

B.

K.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pferde-Luxus am ehemaligen Französischen Hofe.

Ludwig XIV. hatte zur Zeit seines größten Glanzes 700 Pferde. Unter Ludwig XV. zählte man 3800 Pferde in den königlichen Marställen zu Paris und Versailles. Von dieser Summe ließ Ludwig XVI. bald nach seiner Thronbesteigung 800 eingehen. Der General-Controleur Orry hat versichert, daß der beständige Ankauf und das Futter für diese Pferde, in Verbindung mit dem, was die Stallbedienten bis auf die Pferdeknechte herab kosteten, jährlich 9 Millionen Livres erforderten. Hiezu kamen noch die Pferde, die der Hof zu seinen Reisen gebrauchte. Der Herzog von Orleans hielt Pferde zu 13 Equipagen. Außer den Pferden des Königs, hatte die Königin und die Dauphine die

ihrigen abgesondert für sich, der Graf von Provence hielt allein 400, und der Graf von Artois 600 Pferde. In den prächtigen Marställen zu Versailles standen im Jahre 1779. über 2000 Stück Spanische, Neapolitanische, Sicilianische, Irländische, Englische und Tripolitansische Pferde. Zu gewissen Zeiten machte die Erhaltung so vieler Hofsperde Schwierigkeiten. Der Herr von Machault war genöthigt, 2 Millionen Livres zu borgen, um die Pferdeknechte zu bezahlen, die in 2 Jahren keinen Lohn erhalten hatten, und deren Kinder genöthigt waren, auf den Straßen Almosen zu betteln. Alle Privatpersonen vom Range ließen sich damals durch den Hof zum Pferdeluxus verleiten.

Anfrage wegen des Ammerländischen Hopsens.

Nach dem neuesten Bremer Preis-courant gilt jetzt der neue Braunschweigische Hopsen, 100 Pfund, 25 Rthlr. und der neue Ammerländische, in Bre-

men gewöhnlich Zwischenahner genannt, 19 Rthlr. — Woher dieser große Unterschied? und welches sind die Mittel, ihn zu heben?